

Michael Rutschky
Gegen Ende
Tagebuchaufzeichnungen 1996–2009

Zusammengestellt von
Michael Rutschky und Kurt Scheel
Mit einem Nachwort
von Jörg Lau

BERENBERG

Samstag, 23. März, Spangenberg

Das Gesicht der Toten als Ganzes ist ihm schon entfallen, »es war halt kein Ganzes mehr«. Flecken wie von Puder um das linke Ohr herum; die Nasenspitze leicht abgeknickt, »als hätte sie eine Hakennase bekommen«. Die Augen buchstäblich eingesunken, als wären sie spurlos im Schädel verschwunden.

Die Hände gefaltet, »man wird nicht als Ding begraben, sondern als Zeichen«. Die Fingernägel sind schwarz angelaufen von dem getrockneten Blut. Kathrin bricht in Tränen aus, und die Augen von R. beginnen ebenso zu fließen. Aber erst auf dem Parkplatz des Schlosshotels, sie haben einen kleinen Spaziergang vor, kommt es zu einem der Weinkrämpfe.

In den schlaflosen Stunden der kommenden Nacht sieht R. das Totengesicht überdeutlich vor seinem inneren Auge. Das Verschwinden beginnt nach dem Begräbnis, die Nacht wird ruhig, ebenso bei Kathrin. »Auch die christliche Beerdigung ist ein Trennungsritual. Danach kehren die Lebenden in ihr Reich zurück, und die Tote ist bei den Toten angekommen.«

Montag, 25. März, Berlin

Die Katze betrachtet prüfend die Entfernung, die sie beim Sprung vom Fensterbrett zum Fernseher zu durchmessen hätte: besser nicht.

Ihr fehlt noch die Vorstellung, dass ihre rechte Pfote bis zur Höhe des Ellenbogens abhanden gekommen ist. Wenn sie läuft, zittert das Stümpflein in sinnlosen Bewegungsversuchen, die daher rühren, dass keine Pfote am Boden Widerstand findet. Dasselbe, wenn sie dasitzt und den Raum kontrollierend überblickt. Dabei kann sie den Beinrest bis tief ins Schultergelenk hinaufziehen, wiederum zittert er sinnlos. Nur manchmal, wenn sie frisst und dabei mit den Vorderpfoten sozusagen in die Knie geht, versteht sie den Stumpf sinnvoll zum Abstützen zu verwenden. Und einmal hat R. sie damit humpeln sehen, wie aus Versehen.

An den Narben steht Schorf, den sie durch Lecken langsam entfernt. Der Pelz ist noch nicht gänzlich zurückgekehrt, er musste für die Operation abrasiert werden, was das Stümpflein anfangs ungemein rührend ausschauen ließ. (R. bekam es gleich nach der Operation zu sehen, und ihm wurde schlecht; der Verband, von keinem Gelenk mehr gehalten, war infolge der unwillkürlichen Protestbewegungen der narkotisierten Katze abgerutscht.)

Das Unglück begann mit Blutflecken. Eines Morgens entdeckte R. sie auf Kathrins Kopfkissen und der grünen Cordecke, die auf der Heizung im Berliner Zimmer liegt, Lieblingsplatz des Kätzchens. Genau hinschauen: das Blut trat an einer Geschwulst aus, die sich knapp über der rechten Pfote gebildet hatte. Als Doktor Vetter sie ausräumte, eine glasige Gallerte, sagte er es, und R. brauchte nur kurze Zeit, um es zu glauben: »Das sieht nicht gut aus.« Das Böse ist formlos.

Mittwoch, 26. Juni, a. a. O.

Eine neue Wohnung, die unter undeutlich katastrophalen Bedingungen bezogen wurde. R. kommt aus dem Schlafzimmer, um im Bad die morgendlichen Waschungen vorzunehmen.

R. steht vor dem weißen Porzellanbecken, nackt, und will den Lappen in das Wasser tauchen (falls es zu einem so klaren Bild überhaupt kommt), als er noch einmal mit tiefer Beunruhigung die Wand links betrachtet.

Sie ist nicht tapeziert, sogar unverputzt (was mit dem Katastrophischen des Umzugs zusammenhängt), rohe Ziegel, teils grau verwittert, teils abgeschlagen, so dass ihr frisches rotes Innere zutage liegt.

Und als R. mit dem Waschen beginnen will, genau in diesem Augenblick beginnen aus der wunden Mauer massenhaft Würmer zu quellen, teils dunkel, teils madenweiß. »Das ist doch wieder ...!?!«, murmelt R. zornig vor sich hin und ruft »Kathrin!« zurück ins Schlafzimmer.

Aber da tropft rechts vom Rand des Porzellanwaschbeckens (nicht mehr bloß von der Ziegelwand in sicherer Entfernung) ein weiterer weißer Wurm, und das R. genau auf den nackten Oberschenkel. Das ist zuviel, da kann man nichts machen, R. ist erwacht.

1997

Sonntag, 22. Juni, a. a. O.

Man überlebt in einer sommerlichen Flusslandschaft, breites Wasser, von dichten grünen Wäldern gesäumt. Heiterkeit kennzeichnet die Stimmung; dass die Menschheit untergegangen ist, macht keinem zu schaffen – dies gehört sogar zu dem heiteren Austausch, dass der Untergang der Menschheit niemandem zu schaffen macht hier auf der kleinen Insel im Strom, während man schwimmt und speist.

Freilich sollen die Außerirdischen im Anmarsch sein, riesige Echsen, wie es heißt, die zum Überleben Bassins voll Schwefelsäure benötigen. So durchsucht man den Himmel nach Flugkörpern. Versteht sich, dass die Echsen sie nicht direkt kontaktieren; die Erdatmosphäre würde sie ja vernichten. Sie gelten als freundlich.

Dann sind sie da, wenn auch unsichtbar; sie regieren das gelbe, weitläufige Haus mit der Selbstverständlichkeit, mit der Eltern über Kinder bestimmen. R. nimmt Kontakt zu einem der Invasoren auf, der die Gestalt eines großen Hundes hat (wenn er nicht unsichtbar wäre). Er setzt R. über seine Geschicklichkeit und sein Ingenium in Erstaunen, indem er aus einem groben Ast

einen höchst delikaten Holzlöffel schnitzt: am Ende des Griffs findet sich ein Ornament, wie R. staunt, so fein, dass man es beinahe übersieht. (Allerdings durfte man dem Wesen nicht bei der Arbeit zuschauen; es verrichtete sie für sich allein in einem verschlossenen Zimmer.) *r*

Dienstag, 9. September, a. a. O.

In panischem Erschrecken wacht R. auf, nachdem er einer Fotografie Heinrich Bölls als jungem Mann – schwarzweiß – die Frage gestellt hat (er lächelt formell in die Kamera), was die Abkürzung BUBIAG bedeute (die Firma, bei welcher der Vater von R. Karriere hätte machen sollen, Braunkohlen- und Brikett-Industrie AG). Unterdessen, während R. das fragt, baut sich in seinem Rücken eine drohende Supermacht auf, die R. als seinen Vater gar nicht zu identifizieren wagt, wobei diese Supermacht mit den Händen die durchsichtigen Plastikschalen zerknackt, in welche Musik- und andere Tonkassetten verpackt sind.

Sonntag, 2. Oktober, a. a. O.

Der Traum, der R. wuterfüllt um zwei Uhr nachts aufweckt, teilt ihm mit, dass sein Postkasten enteignet sei: Statt »Rutschky« stand »Ney« daran zu lesen, und seine empörten Nachfragen ergaben bei den diffusen Auskunftspersonen (Ney selbst?) unklare Antworten. Unterdessen wuchs sich der Postkasten zu einem Spind aus, weißes Plastikfurnier. Dass es zweifelsfrei R. gehört, lehrte ein gelbliches Kuvert in DIN A4, im obersten Gefach, leicht zerknittert, das an »Dr. Michael Rutschky« adressiert ist, handschriftlich. Immer noch keine Aufklärung – da blieb nur Aufwachen übrig.

Freitag, 22. Mai, a. a. O.

Den Traum, erzählt R. Scheel am Telefon, habe er ihm schon neulich schildern wollen, weil er augenscheinlich mit seinem und dem Abschied des *Mercur* von München zusammenhänge.

R. steht im Innern eines der neuen Hochhäuser am Potsdamer Platz oder wo immer, das noch nicht ganz fertig ist, so fehlt das Glas in den Fenstern. Draußen turmt auf einem Gerüst Hans Schwab-Felisch herum, der ehemalige Herausgeber. Jetzt lehnt er beide Arme auf den Fensterrahmen und hält sich so fest. Er habe, erklärt er R. in seiner herrisch-nüchternen Manier, jetzt seinen Sohn endgültig aufgeben müssen als verfehltes Unternehmen und ihn dem Land Nordrhein-Westfalen rückübereignet. Noch redend oder schon verstummt, bringt Schwab-Felisch das Baugerüst zum Schwanken und stürzt damit ruhig in die Tiefe.

Scheel kichert am Telefon. Er dagegen hatte mit Paul Newman Kontakt. Er traf ihn auf der Straße, die unglaublich blauen Augen, der schöne alte Mann. Paul Newman hatte Gehbeschwerden und bat um seinen Arm. Den ihm Scheel natürlich liebend gern gewährte, innerlich einen englischen Satz präparierend, der seine andauernde Bewunderung ausdrücken sollte.

»I always admired the films of Robert –«, kam schließlich heraus.

Herzlich strahlte ihn Paul Newman daraufhin an: Das geschehe ihm immer wieder, dass man ihn mit Robert Redford verwechsle, immer wieder geschehe das. – Aber Scheel schämte sich entsetzlich, so entsetzlich, dass er dem hinkenden Paul Newman sofort seinen Arm entzog. Er habe leider gar keine Zeit mehr, er müsse sofort zu seiner Mutter nach Hause.

Samstag, 23. Mai, a. a. O.

Schon inmitten seines Mittagsschlafs muss R. es immer wieder hören, anhaltendes Kinderheulen. Als sie dann mit dem Hund um den Block gehen wollen und ihm durch die Hintertür auf den Innenhof folgen, durch die er schon ins Freie geeilt ist, treffen sie ihn bei den Mülltonnen, weiterhin heulend, Leo.

Er wendet sich ab, als sie kommen, und schweigt halbwegs still. Ein kleines Mädchen nähert sich ihm auf seinem Dreirad und fragt ehefraulich: »Was hast du denn, mein Herz?«

»Unsretwegen hat er aufgehört«, erklärt Kathrin, »unsretwegen ist er still.« Neulich stand er heulend – ein wütendes Schreien – im Treppenhaus, bis sie hinunter ging und ihn anredete. »Warum schreist du denn so laut, Leo?« – »Geh weg! Geh weg!«, schrie er zurück, verschwand aber gleich in der elterlichen Wohnung.

Vater verdient sein Geld als Leiter der Cateringbetriebe auf dem Messegelände. Er rutschte dort als jobbender Student hinein und brach das Philosophiestudium ab. »Aber meinem Bücher-schrank sieht man's noch an.« Leos Bruder Benno gewöhnte sich das Schreien ebenfalls an – »doch klingt's irgendwie gesünder.«

Leseprobe aus:

Michael Rutschky

Gegen Ende

Tagebuchaufzeichnungen 1996–2009

Zusammengestellt von Michael Rutschky und Kurt Scheel

Mit einem Nachwort von Jörg Lau

360 Seiten · Halbleinen · fadengeheftet · 134 x 200 mm

© 2019 Berenberg Verlag GmbH, Sophienstraße 28/29, 10178 Berlin

Konzeption | Gestaltung: Antje Haack | lichten.com

Satz | Herstellung: Büro für Gedrucktes, Beate Zimmermanns

Reproduktion: Frische Grafik, Hamburg

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-946334-49-1



BERENBERG